

Karl Korsch:
Krise des Marxismus.
Schriften 1928-1935,
herausgegeben und eingeleitet von
Michael Buckmiller,
Stichting beheer ISSG Amsterdam
1996, 960 S.

Mit Trauer und Bewunderung wird man diesen Band aus der Hand legen. So man ihn gelesen hat und in heutigen Zeiten ein Linker geblieben oder geworden ist.

Die *Bewunderung* gilt dem Herausgeber, dessen 100-Seiten-Einleitung und 200-Seiten-Anhang einen Reichtum an Tatsachen und Gedanken offenbart, die ganzen Generationen künftiger Ideen- und Polithistoriker unseres Jahrhunderts unverzichtbar sein werden.

Die *Trauer* gilt dem Schicksal des Autors, der zu den produktivsten Marxisten seiner Zeit gehörte und dem doch eine ihm angemessene Wirkung nirgendwo beschieden war. Sie gilt aber auch seinen Zeitgenossen, uns also, denen eine Befreiung aus den versteinerten Klassengegensätzen des Kalten Krieges nicht gelang, zu der Karl Korsch (1886-1961) wie nur wenige andere seinen Beitrag geleistet hat.¹

Hier nun gilt es bloß, den unter dem Titel »Krise des Marxismus« jüngst erschienenen Band 5 der Korsch-Gesamtausgabe anzuzeigen. Er umfaßt des Autors sämtliche bisher aufgefundene Schriften aus dem Zeitraum zwischen 1928 und 1935, mit Ausnahme der Briefe, die chronologisch geordnet als Bd. 8 und 9 der Gesamtausgabe erscheinen werden. (Bd. 1 enthält die Schriften von 1909-1918; Bd. 2 die Schriften zur Praxis der Arbeiterbewegung von 1919-1923; Bd. 3 die Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung von 1920-1923; Bd. 4 die Schriften von 1924-1928; Bd. 6 die Karl-Marx-Monographie von 1938; Bd. 7 die Schriften von 1938-1956 unter dem Titel »Marxism, State and Counterrevolution«).

Die Gesamtausgabe selbst wird im Auftrag des Amsterdamer Internationalen Instituts für Sozialgeschichte (bei dem ein Großteil des Korsch-Nachlasses bestens aufgehoben ist) und dem Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover unter Mitarbeit von

Götz Langkau und Jürgen Seifert, unterstützt von einem Wissenschaftlichen Beirat (Castoriadis, Fetscher, Jay, Negt, von Oertzen, Rusconi, Tych), herausgegeben von Michael Buckmiller. Mögen Geld und Kraft bis zum Erscheinen auch des letzten Korsch-Bandes reichen. Ein Torso wäre so unerträglich wie blamabel.

Den hier in chronologischer Folge zusammengestellten Texten wurden ihre Erstveröffentlichung und, soweit es sich um unveröffentlichte Manuskripte handelt, die als letzte anzusehende korrigierte Fassung zugrunde gelegt. Sämtliche Zitate wurden anhand der Originale überprüft und zusätzlich, wo möglich, neuere Ausgaben angegeben. Die Anmerkungen des Herausgebers mit ihren Erläuterungen der vom Autor genannten Personen und Ereignisse sowie seinen Anspielungen stellen eine über den Band weit hinausreichende Fundgrube dar. Ein Verzeichnis der von Korsch zitierten Literatur ist ebenso wie ein Personenregister beigelegt.

Inhaltlich ergibt das Buch ein faszinierendes Bild des durch seine Theorie wie durch seine Praxis in die Klassenkämpfe jener Jahre eingreifenden Marxisten Korsch. Ausgeschlossen aus der KPD, seines Reichstagsmandats verlustig gegangen, in Auseinandersetzungen mit Kautskys Monumentalwerk »Die materialistische Geschichtsauffassung« ebenso wie mit Trotzki »Permanenter Revolution« verstrickt, Sombart, Paschukanis, Lenin, Schaxel, Donoso Cortés und Carl Schmitt rezensierend, sich immer wieder Hegels und Marxens Dialektik vergewissernd, sich für die Befreiung der Verfolgten des Stalin-Regimes einsetzend und politische Losungen für den Kampf gegen den Faschismus entwerfend formulierte er die Notwendigkeit, den Marxismus durch eine Kritik des Kautskyanismus und des Leninismus weiter zu entwickeln. Für die Vergangenheit müßten die russischen Proletarier, deren Oktoberrevolution ein ungeheurer Fortschritt gewesen sei, Leninisten bleiben, für die Zukunft müsse man die Nabelschnur zum Leninismus durchschneiden.

Mit der Machtübernahme durch die Nazis in Deutschland hatte Korsch gerechnet, auch wenn er keine Faschismustheorie ausgearbeitet hatte (und auch später nicht hat). Immerhin

liegen von ihm bereits im März 1932 publizierte Thesen zur Kritik des faschistischen Staatsbegriffs vor. Noch am Abend des 27. Februar 1933 hielt er im Rahmen seines Studienzirkels »Kritischer Marxismus« seine letzte Vorlesung. Auf dem Nachhauseweg erlebte man den brennenden Reichstag. Korsch tauchte unter, emigrierte und ging später nach Dänemark zu Bertolt Brecht, der ihn jetzt und danach als seinen Genossen, seinen Freund und als seinen Lehrer betrachtete: »Seine Hilfe bei meinen Arbeiten ist unschätzbar. Er entdeckt alle Schwächen. Und er macht sogleich Vorschläge. Er weiß viel. Ihm zuzuhören ist schwierig, seine Sätze sind sehr lang. So bringt er mir Geduld bei...«.²

Noch an seinem Lebensabend hing Korsch an seinem Traum, »der theoretischen Wiederherstellung der heute nach dem Abschluß der Marx-Lenin-Stalin-Episode scheinbar mitvernichteten Ideen von Marx.«³ Das war 1956...

HERMANN KLENNER

Anmerkungen

- 1 Vgl. Michael Buckmiller (ed.): Zur Aktualität von Karl Korsch, Frankfurt/M. 1981 (mit internationaler Korsch-Bibliographie); Buckmiller: »Karl Korsch, Marxistische Theorie und juristische Aktion«, in: Streitbare Juristen, Baden-Baden 1988, S. 254-267; Martin Schumacher (ed.), M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus, Düsseldorf 1994, S. 829. – In dem im Berliner Dietz-Verlag 1970 publizierten Band »Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Biographisches Lexikon« (S. 251f.) wird Korsch als Verfälscher des Marxismus, idealistischer Revisionist, Antikommunist, Antisowjethetzer [sic!] und erbitterter Gegner der revolutionären Arbeiterbewegung gebrandmarkt.
- 2 Vgl. Brecht: Briefe, Bd. 1, Berlin 1983, S. 433; auch Brecht: Werke (Große Ausgabe), Bd. 21, Berlin/Frankfurt a. M. 1992, S. 574, 804; Bd. 22, 1993, S. 45, 894.
- 3 Brief vom 16. Dezember 1956 an Ruth Fischer, abgedruckt in: Korsch, Politische Texte (ed.: Erich Gerlach/Jürgen Seifert), Frankfurt/M. 1974, S. 394.

Ulla Plener (Hg.):
Leben mit Hoffnung in Pein.
Frauensicksale unter Stalin,
Frankfurter Oder Editionen,
Frankfurt (Oder) 1997, 303 S.

Ulla Plener:
Helmut Schinkel: Zwischen Vogelers
Barkenhoff und Stalins Lager.
Biographie eines Reformpädagogen,
Trafo-Verlag Weist Berlin 1996, 272 S.

Kurt Schumacher in der
»Schwäbischen Tagwacht« über
Demokratie und Kommunisten.
Aufsätze und Redeberichte (1926-1933).
Ausgewählt und kommentiert von
Ulla Plener zu seinem 100. Geburts-
tag am 13. Oktober 1995,
Schriftenreihe des Vereins »Gesell-
schaftswissenschaftliches Forum e.V.«,
Bd. 2, Trafo-Verlag Weist Berlin
1995, 208 S.

Die drei hier zu besprechenden Arbeiten Ulla Pleners, flankiert von mehreren Aufsätzen in dieser Zeitschrift und in ihrem Umfeld, zeugen von dem anhaltenden hartnäckigen Mühen der Verfasserin, einen spezifischen Beitrag zur Geschichte des Kommunismus in diesem Jahrhundert zu leisten. Dabei interessieren sie weniger die Haupt- und Staatsaktionen in KPD und Komintern, die Königsebene, als das Leben, Denken und Fühlen der Kommunist/innen, die, geboren um die Jahrhundertwende, als erste Generation »vom Beginn an sich dieser (Bewegung) aus Überzeugung verschrieben hatten – und später von ihr, genauer: von ihrem Parteiapparat (oder mit seiner Hilfe) mißhandelt und zugrunde gerichtet, der letzten Jahre ihres Lebens beraubt und/oder aus ihr ausgestoßen wurden.«¹ Diesem Credo folgt sie mit erstaunlicher Produktivität, wovon die vorliegenden Titel zeugen.

In einer eigenwilligen Montagetechnik, einer Mischform von monographischer Darstellung

und Dokumentation, läßt sie den Leser teilhaben an Biographien mit dem Signum des Kommunismus im 20. Jahrhundert.

Ein erstes Exempel ist Helmut Schinkel. In der Reihe »Biographien europäischer Antifaschisten« des trafo verlag es dokumentiert Ulla Plener den Lebensweg des jungen kommunistischen Reformpädagogen, der in Stalins Lagern endete. Die Verfasserin beschreibt, wie junge Menschen, gleichaltrig mit diesem Jahrhundert, fasziniert waren vom Projekt Oktoberrevolution, von der Überwindung der von ihnen als irreversibel empfundenen, dem Untergang geweihten alten Ordnung, ihren Lebensplan an einer neuen Welt ausrichteten. In der bereits erschienenen Rezension des Buches an diesem Ort wird kritisch eingewandt, der Verwendung des Thomas Mannschen Topos vom »Welterlösungs-Mythos« »mittels proletarischer Revolution« läge ein »höchst unklares Verhältnis zur Beurteilung der kommunistischen Bewegung zugrunde.«² Eine »Ablehnung des Kommunismus (als verschämte Reminiszenz [gemeint ist wahrscheinlich Referenz – K.K.] an das heutige geistige Klima?)« ist in Kenntnis von Leben und Werk der Autorin absurd. Die andererseits vom Rezensenten konstatierte »nahezu verliebte Anerkennung idealisierten ›früh‹-kommunistischen Wirkens«³ trifft schon eher die eigentliche Problemlage.

Antworten sind nicht rasch zu haben. Es wird der Arbeit von Generationen bedürfen – und einer weiteren geschichtlichen Perspektive –, um zu beurteilen, wo geschichtsmächtige Utopie endete und Mythos begann. Eine zu beantwortende Frage ist auch die nach dem Beitrag, den Utopie und Mythos der Weltrevolution geleistet haben, um die *contradictio in adjecto* »soziale Marktwirtschaft« zu ermöglichen. Das Scheitern des Sozialismus des Typus der Oktoberrevolution erbrachte dennoch Impulse, ohne die der liberale Kapitalismus der totalitären Herrschaftsform des Faschismus schwerlich widerstanden hätte.

Eine Antwort auf die kritischen Fragen des Rezensenten an die Autorin und eine Anregung für weiterführende Forschungen ist nicht rasch zu haben. Selbstverständnis und Mentalität sind die Schlüsselbegriffe, die ein Erklärungsmodell begründen könnten. Das Lebensbild Helmut Schinkels ist eine Teilantwort.

»Leben mit Hoffnung in Pein« heißt der zweite zu besprechende Titel. Ihm wäre als Antinostalgikum eine breite Publizität zu wünschen. Herausgegeben von Ulla Plener beschreiben fünf Autorinnen und zwei Autoren Frauenschicksale unter Stalin.

Wieder geht es der Herausgeberin und den Autoren um die Lebensspuren von Kommunisten der ersten Generation. Doch wird hier versucht, der Spezifik des Weges kommunistischer Frauen näherzukommen. Dabei werden Fragen aufgeworfen, die Kommunismus- wie historische Frauenforschung gleichermaßen bewegen. Die Herausgeberin insistiert: »Aus dem Vergleich mit ähnlichen Biographien von Männern stellen sich noch andere Fragen: Waren Frauen mutiger? Warum lehnten alle uns bisher bekannten Kommunistinnen ... es ab, die ihnen unterstellten Verbrechen zuzugeben, die widersinnigen Anklageschriften zu unterschreiben – im Unterschied zu vielen Männern?«⁴ Der Leser wird auch nach der Lektüre der biographischen Studien von diesen und ähnlichen Fragen umgetrieben werden. Er wird vielleicht auch seinerseits fragen: Gestattet die empirische Basis der Forschung solche Hypothesen? Oder er wird mutmaßen, hier sei vielleicht eine sympathische Romanisierung am Werke. Wie dem auch sei. Es sind starke Frauen, deren furchtbares Schicksal, von den »eigenen Leuten« verfolgt, gequält, eingekerkert und ermordet worden zu sein, hier dokumentiert wird.

Was alle Biographien durchzieht, ist die bohrende Frage nach dem Warum. Die Umrisse des kollektiven Psychogramms, die sich hier abzeichnen und deren Systematisierung in der weiterführenden Forschung zu wünschen wäre, bestätigen ein in sich schlüssiges, wengleich absurdes Phänomen. Die von Ulla Plener benannte Treue zu den kommunistischen Idealen erweist sich zum einen als Widerständigkeit gegen menschenverachtende Repression. Zum anderen ist sie aber gleichzeitig Selbstschutz. Sie ist Sinngebung des Sinnlosen. Die Verfolger durften nicht im Nachhinein Recht bekommen und die Idee, der man (frau) sein Leben gewidmet hatte, mußte unzerstörbar sein, wozu sonst all das Leid?

Die Spanne der Biographien ist groß. Sie reicht von der zweiten Hälfte der achtziger

Jahre des 19. bis in die neunziger Jahre des 20. Jh.. Endete das eine Leben im Gulag frühzeitig, so durchlitt eine andere ihr bestes Frauenalter von 1938 bis 1946 in Magadan. Für nicht wenige war auch dann ihr Martyrium nicht beendet. Diskriminierende Zwangsansiedlungen fesselten sie nicht selten bis zum XX. Parteitag der KPdSU 1956 an ihre Verbannungsorte.

Woher nahmen sie ihre Kraft zum Überleben, zum Widerstehen, fragt Peter Weiss in einer Passage seines Jahrhundertbuches, die dem Band vorangestellt ist. Und »die einzige Erklärung würde nur diese bebende, zähe, kühne Hoffnung sein, wie es sie auch weiterhin in allen Kerkern gibt.«⁵

Die abschließend zu besprechende Arbeit steht im Kontrast zu den bisher vorgestellten. Gleichwohl besteht ein inhaltlicher Zusammenhang. Ulla Plener stellt auf über 200 großformatigen Seiten Kurt Schumacher in Aufsätzen und Redeberichten in der »Schwäbischen Tagwacht« von 1926 bis 1933 vor.

Thematisch gruppieren sich die Dokumente um das Thema Demokratie und Kommunisten. Erkenntnisleitendes Interesse der Herausgeberin ist die Analyse der Quellen, »die die jahrzehntelange Feindschaft zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten gespeist haben.«⁶ Insbesondere war es die Unversöhnlichkeit, mit der Schumacher der Sowjetunion und den Kommunisten entgegentrat, die die Herausgeberin erstaunte. Was als Ertrag der Dokumentation zum Vorschein kommt, reicht über den unmittelbaren Anlaß, den 100. Geburtstag Schumachers, und auch über die Debatten anläßlich des 50. Jahrestages der Entstehung der SED hinaus. Er leuchtet eine Grauzone der bisherigen Schumacher-Biographik schärfer aus und bestätigt Befunde, die aus anderen Quellen gewonnen wurden.

Deutlich wird in den Dokumenten, daß Schumacher zu jenen Sozialdemokraten gehörte, die von ihrer ganzen Entwicklung nicht dem gemeinsamen Ursprung der gespaltenen Arbeiterbewegung verpflichtet waren. In seiner Prägung preußisch, protestantisch, demokratisch stand Schumacher Lassalle näher als Marx. Seine Stellung zum Kommunismus war von Anbeginn von scharfer Gegnerschaft, ja Feindschaft geprägt. Von hier aus

gelang ihm eine scharfsinnige, ätzende Kritik des Kommunismus, besonders in Gestalt seiner stalinistischen Pervertierung. Nirgends findet sich jedoch auch nur der Ansatz einer verstehenden Wertung, die Gemeinsamkeiten auch nur ins Kalkül zieht. Der radikale Antikommunismus Schumachers erklärt sich einerseits aus seinen biographischen Prägungen und andererseits aus seiner Sicht auf die in der Tat häufig problematische bis selbstmörderische kommunistische Politik in der zweiten Hälfte der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre. Der Zugang zu den mentalen wie gesellschaftspolitischen Wurzeln des Kommunismus in der deutschen Arbeiterbewegung blieb Schumacher verschlossen.

KLAUS KINNER

Anmerkungen

- 1 Ulla Plener: Kommunisten im tragischen Dreieck: Persönlichkeit – Bewegung – Partei, in: UTOPIE kreativ, 1993, Heft 37/38, S.159.
- 2 Thomas Schüler: Ulla Plener: Helmut Schinkel (Rezension), in: UTOPIE kreativ, 1997, Heft 76, S. 86.
- 3 Ebenda, S. 87.
- 4 Einleitung.
- 5 Ebenda.
- 6 Kurt Schumacher in der »Schwäbischen Tagwacht«, S. 10.

Lutz Prieb/Václav Kural/
Manfred Wilke:
Die SED und der »Prager Frühling«
1968. Politik gegen einen
»Sozialismus mit menschlichem
Antlitz« (Studien des Forschungs-
verbundes SED-Staat an der
Freien Universität Berlin –
herausgegeben von Klaus Schroeder
und Manfred Wilke),
Akademie Verlag Berlin 1996,
300 S. (98,00 DM)

Wie kaum eine andere Zäsur in der Geschichte des Realsozialismus bewegt das Schicksal des »Prager Frühlings« bis heute die Gemüter. Erstmals gelang es einer kommunistischen Partei in einer »Revolution von oben« stalinistische Strukturen aufzubrechen. Weite Teile der Bevölkerung wurden politisiert, ergriffen die Chance, einen »Sozialismus mit menschi-

chem Antlitz« zu beginnen.

Historiker aus der einstigen DDR, der BRD und der CSSR wollen mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen Licht in das Dunkel der Ereignisse bringen. Neben bekannten Fakten greifen sie auf die von ihnen zugänglich gemachten Protokolle der Gipfelberatungen der »Anti-Reform-Koalition« von UdSSR, DDR, Polen, Ungarn und Bulgarien zurück. (Deren Dokumentation ist im gleichen Verlag angekündigt.)

Vor dem Hintergrund des zu knapp skizzierten Prager Reformversuches arbeiten sie die Reaktionen in den anderen Warschauer-Pakt-Hauptstädten, vor allem in Berlin, heraus. Während es in der DDR-Bevölkerung »nicht wenig Hoffnung auf einen Sozialismus ... mit mehr Freiheit, mit mehr Demokratie und mit pluralistischen Strukturen (gab)«, wurde »in der politischen Machtzentrale der DDR, in der Parteiführung der SED ... der Versuch der CSSR, einen eigenen Weg bei der Gestaltung des Sozialismus zu gehen, ... von Anfang an kritisch, mißtrauisch und letztendlich feindlich betrachtet« (S. 15). Dafür liefern die Autoren auf der Basis umfangreicher Archivstudien detaillierte Belege.

Für sie ist das Problem des militärischen Anteils der DDR an der Intervention im August 1968 keines mehr, sie verweisen auf den Forschungsstand, nach dem die NVA als Koalitionsarmee ihre Aufgaben bei Vorbereitung und Durchführung der Intervention aktiv wahrnahm, ohne selbst auf dem Boden der CSSR gewesen zu sein. Zu Recht betonen sie, daß »die Entscheidung darüber, daß keine NVA-Gefechtsgruppen die Grenzen zur CSSR überschritten, ... wohl eher eine militärische Zweckentscheidung als politische Rücksicht auf das Völkerrecht und auf die Gefühle der Bürger im Nachbarland (war)«.(S. 239) Wenn auch die Frage der Entscheidung zum Verbleiben der NVA in der Reserve weiterer Klärung bedarf und die politischen Überlegungen auch nicht unterschätzt werden sollten, so bleibt, daß die DDR als Bestandteil des Warschauer Paktes alles unternahm, um die Prager Bedrohung auch militärisch zu beseitigen.

Die politischen Voraussetzungen der letztlich gewaltsamen Lösung werden ausführlich dargestellt. Wenn es auch gelegentlich anklingt, als ob allein Ulbrichts DDR der Beel-

zebub in der Geschichte sei, so bestätigen Fakten und Quellen das sehr große Interesse aller damals beteiligten Staaten und Parteien, den Infektionsherd »demokratischer Sozialismus« auszumerzen.

Offenkundig unterschätzen die Autoren allerdings die innere Logik des stalinistischen, administrativ-zentralistischen Sozialismusmodells, aus dem die Reformer auszubrechen suchten. In den Zusammenhängen dieses Modells gedacht, handelten die »Warschauer Fünf«, wie sie nach dem ultimativen »Brief« vom Juli 1968 genannt wurden, nur folgerichtig. Das Preisgeben des sowjetischen Modells, die Kritik an stalinistischen Verbrechen und Moskauer Vorherrschaft, die Rehabilitierung der Opfer, der Rückgriff auf sozialdemokratische Konzepte zu politischem Pluralismus und einer nicht auf die Führungsrolle festgelegten Partei mußte zwangsläufig zur Konfrontation führen. Bei allen Unterschieden – zur »Anti-Reform-Koalition« gehörten sowohl Kádár mit seinem Trauma des Jahres 1956 und eigenen Reformvorstellungen wie auch Ulbricht mit seinem NÖS – an der Frage der Macht (tatsächlich der des Politbüros und des jeweiligen Generalsekretärs) ließ niemand rütteln!

Diese äußeren konservativen Kräfte konnten sich zudem auf eine breite Phalanx Gesinnungsgenossen in der KPdSch stützen, die zwar durch die Reformer aus ihren Machtpositionen verdrängt wurden, aber sehr nachdrücklich durch Informationen und schließlich dem Ruf nach offener Einmischung die Entscheidungen des Ostblocks begünstigten.

Immer wieder klingt in der Studie der spezifische DDR-Konflikt zwischen Bündnistreue und Eigeninteressen an. Das betrifft vor allem die Erfahrungen von 1953, aber auch die Wirkungen der »neuen Ostpolitik« der Kiesinger/Brandt-Regierung, von der sich die SED bedroht fühlte. Und dazu gehörten die im klassischen militärischen Geist funktionierenden Ängste vor einer »imperialistischen Einkreisung«. Leider gehen die Autoren nicht den Berührungspunkten in den Wirtschaftsreformansätzen von Prag, Berlin und Budapest nach, die das anfängliche Interesse der DDR, namentlich Ulbrichts, an die diesbezüglichen Prager Überlegungen, erklären.

Der Einmarsch war für die »Warschauer

Fünf«, nicht zuletzt die DDR, nur die Ultimo ratio. Er brachte zwar einen »militärischen Sieg«, blieb aber eine politische Niederlage. Das betraf sowohl den Verlauf der Besetzung und die Unmöglichkeit, an der KPTsch-Führung um Dubcek vorbeizukommen. Moskau mußte mit der eigentlich internierten Führungscrew der KPTsch zunächst einen Vertrag aushandeln, dessen Ziel einer orthodoxen »Normalisierung« in der CSSR erst nach über einem Jahr dann vom neuen Parteichef Husak verwirklicht werden konnte.

Schlimmer war aber die Langzeitwirkung des gewaltsamen Endes der Reformen: die offenkundig letzte Chance der inneren Reformierung war vertan. Gorbatschows Perestroika war nur noch ein zweiter, wesentlich unprofessioneller Aufguß. Spätestens mit der »Charta 77« und der »Solidarnosc« entwickelten sich Ausgang der siebziger Jahre zunächst kleinere Oppositionsgruppen außerhalb der KPen, die nicht mehr die Reformierung des Realsozialismus, sondern den Bruch mit ihm anstrebten. Die nie wirklich gelöste Krise 1980/81 in Polen markierte den Beginn sozialer Bewegungen, die den Ausweg in kapitalistischer Marktwirtschaft und pluralistischer Demokratie sahen. Der Zusammenbruch in Osteuropa 1989/91 hat den relativen Erfolg dieses Weges bestätigt. Die letzten Reformversuche des Realsozialismus gingen in der prokapitalistischen Transformation unter. Auch die Prager Reformer von 1968 waren im November 1989 nur noch Statisten der »samtenen Revolution«.

STEFAN BOLLINGER

Heiner Ganßmann:
Geld und Arbeit: Wirtschaftssoziologische Grundlagen einer Theorie der modernen Gesellschaft,
 Campus-Verlag Frankfurt/New York
 1996, 296 S. (68,00 DM)

Für eine Theorie der modernen Gesellschaft sind Geld und Arbeit Schlüsselbegriffe. Über ihre »Verkopplung«, die insgesamt als riskant, nicht immer effizient und schon gar nicht stabil, aber meistens ertragreich, beschrieben

wird, erklärt sich die Funktionsweise von Wirtschaft und Gesellschaft in der Gegenwart. Dabei steuert das Geld die Arbeit und bestimmt so den sozialen Nexus.

In der ökonomischen Theorie des »mainstream« wird dieser Tatbestand kaum reflektiert. Seit Jahrzehnten liegt das Feld der sozialökonomischen Analyse gesellschaftlicher Prozesse brach bzw. ist es den Soziologen überlassen, diese oder jene Ecke zu bearbeiten. Etwas Ganzes, im Sinne einer Theoriekonstruktion, wurde daraus bisher aber nicht. Mit dem vorliegenden Buch wird nun versucht, den vor Jahrzehnten abgerissenen Faden einer sozialwissenschaftlichen Analyse wirtschaftlicher Prozesse wieder aufzunehmen und aus den vorhandenen Theoriestücken »den Umriß einer systematisch ausgeführten Theorie« (S. 8) anschaulich werden zu lassen. Inwieweit dies dem Autor, dem Berliner Soziologen Ganßmann, hier bereits gelungen ist, wird die Diskussion zeigen. Sein Ansatz aber, den Kapitalismus der Gegenwart von den Begriffen Geld und Arbeit her zu erklären und dabei sozioökonomisch vorzugehen, muß gelobt werden. Ebenso das Bemühen, die unterschiedlichsten Theorieansätze, auch alternative, heterodoxe, verschüttete und vernachlässigte, für seinen Entwurf produktiv zu machen. Der Vorwurf des Fragmentarischen und Collagemäßigen tritt dahinter zurück.

Ganßmann beginnt mit der Feststellung, daß wir »auch nach über 200 Jahren Kapitalismus immer noch nicht hinreichend verstehen, wie ein kapitalistisches System funktioniert...« (S. 14). Zu einem nicht unwesentlichen Teil ist dies darauf zurückzuführen, daß weder die ökonomische noch die soziologische Theorie über einen akzeptablen Arbeits- und Geldbegriff verfügen. Beim Arbeitsbegriff bezieht sich die Kritik vor allem auf die Abstraktionsebenen, beim Geld auf seine kategoriale Nebenrolle in der neoklassischen Wirtschaftstheorie, die mit der tatsächlichen Rolle des Geldes im Kapitalismus »in merkwürdigem Kontrast« (S. 163) steht. Methodologisch knüpft der Autor an Franz Oppenheimer und dessen Unterscheidung zwischen Ökonomie und Soziologie an, wonach die Soziologie von »Mensch-Mensch-«, die Ökonomie aber von »Mensch-

Ding-Beziehungen« handeln solle (S. 21). Diese Unterscheidung, von Ganßmann als »Oppenheimers Fluch« bezeichnet, steht am Anfang der Ausgrenzung sozialer Belange aus der Ökonomie und deren Umformung in eine Art angewandter Mathematik einerseits und der Entwicklung der Soziologie zu einer von den ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft losgelösten Sozialwissenschaft andererseits. Zum Schaden für beide Disziplinen, da sie ihre Erklärungskompetenz hinsichtlich sozialökonomischer Prozesse, und um solche handelt es sich nun mal bei der Funktionsweise des modernen Kapitalismus, einbüßten. Auf Marx, der mit dem Begriff Produktionsverhältnisse ein anderes kategoriales Verständnis besaß, wird in diesem Zusammenhang leider nicht eingegangen. Unter den Wissenschaftlern, die sich mit Oppenheimers Vorgabe kritisch auseinandersetzten, ist Adolph Lowe hervorzuheben. Für ihn begann das Problem von Ökonomie und Soziologie bereits mit dem »falschen Selbstverständnis« der Disziplinen, insbesondere mit »der Annahme ihrer jeweiligen Autonomie« (S. 40). Er plädierte für eine »andere Art von Theorie«, die mit dem Ziel »empirischer Relevanz« konstruiert ist und sich »dabei auf soziologisches Wissen« (S. 44f.) stützt. Das vorliegende Buch ist Adolph Lowe gewidmet.

Im zweiten Teil wird der Arbeitsbegriff analysiert. »Was man unter ›Arbeit‹ versteht, wechselt mit der Entwicklung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses und der gesellschaftlichen Einschätzung seiner Bedeutung« (S. 53). Gesucht wird ein »zeitgemäßer Arbeitsbegriff«. Und dieser unterscheidet sich von den bekannten, von Locke, Kant, Hegel, Marx usw. hervorgebrachten Begriffen. Angeknüpft wird schließlich bei Habermas' Vorstellung von der Arbeit als »instrumentellem Handeln«. Welche Bedeutung dem zukommt, wird erst weiter unten deutlich, in dem Verweis auf Marx' Versuch, die »Kritik der politischen Ökonomie« des Kapitalismus vom Arbeitsbegriff her zu konstruieren (vgl. S. 69). Hier kann der Argumentation gefolgt werden, daß die moderne Wirtschaft nicht »allein von der Arbeit her« gedeutet werden kann und daß der Ricardo/Marxsche Arbeits- und Arbeitswertbegriff das Problem nicht löst. Völlig zurecht wird auf die Historizität der

Marxschen Theorie hingewiesen sowie auf die interessengeleitete Sichtweise: »Es ging um Kapitalismus..., nicht wie man ihn vom Mond aus sähe, sondern wie er sich nach Marxscher Auffassung im aufgeklärten Erfahrungshorizont der vom Kapitalismus negativ Betroffenen darstellen sollte« (S. 89). Die Forderung nach einer »allgemeinen Theorie«, worin der Interessengegensatz von Lohnarbeit und Kapital aufgehoben wäre, ist illusorisch. Vielmehr kommt es darauf an, »die Unterschiede der im Gegenstand kapitalistische Ökonomie selbst generierten Perspektiven auf diesen Gegenstand deutlich zu machen« (S. 90). Ein schöner Vorsatz, den der Autor selbst jedoch nur selten praktiziert!

Zum Schluß werden für die Arbeit unter kapitalistischen Bedingungen zwei bedeutende Konsequenzen gezogen: Erstens wird festgestellt, daß die (Lohn-)Arbeit für die Arbeiter vor allem »Mittel zum Zweck des Geldverdienens« ist. Und zweitens, daß die Unternehmer den Produktionsprozeß allein zum Zwecke der »Erzielung eines Geldgewinns« (S. 115) organisieren. Für den Begriff der Arbeit folgt daraus, daß sich die moderne Erwerbsarbeit von anderen Tätigkeiten nicht durch ihren Inhalt, Zweck usw. unterscheidet, sondern »durch das Kriterium der Bezahlung durch andere« (S. 116). Zugleich markiert dies die Dominanz des Geldes, die moderne Gesellschaft als »Geldwirtschaft«, worin der Autor einen alternativen Zugang zum Verständnis des modernen Kapitalismus sieht.

Der dritte Abschnitt ist dem Geld als einer »sozialen Konstruktion eigener Art« (S. 127) gewidmet. Durchaus übereinstimmend mit den meisten Soziologen wird zunächst der Symbolcharakter des modernen Geldes herausgearbeitet. Diesen aber erklärt der Autor dann, imposanterweise, ganz anders, nämlich auf der Grundlage von Kreditverhältnissen. Dabei knüpft er, was nur unterstrichen werden kann, kritisch an Marx an, der hierzu bekanntlich schon sehr weitreichende Gedanken formuliert hatte, diese aber nicht zu einer Theorie formen konnte, da sie seinem arbeitswerttheoretisch fundierten Geld-Ware-Konzept zuwider liefen. Bei der theoriekritischen Herleitung des Geldbegriffs macht der Autor noch einmal deutlich, welche verhängnisvollen Wirkungen ›Oppenheimers Fluch‹ nach

sich gezogen hat: »Während die Soziologen begrifflich dazu tendieren, die Rolle von Dingen in sozialen (Interaktions-)Prozessen zu ignorieren, tendieren die Ökonomen dazu, soziale Beziehungen auf Beziehungen zwischen Individuen und Dingen zu reduzieren.« Beide Tendenzen aber »blockieren« ein adäquates Verständnis des Geldes (vgl. S. 129). So finden wir, bevor die verhängnisvolle Arbeitsteilung zwischen Soziologen und Ökonomen einsetzte, also bei Smith, Mill, Marx, Simmel oder Weber, ein weitaus qualifizierteres Geldverständnis als heute. Zumindest, was die neoklassische Theorie anbetrifft. »Solange man sich an das neoklassische Schema einer Reduktion aller ökonomischen Phänomene auf einfache Verhältnisse zwischen Individuum und (nichtmenschlichen) Objekten hält« (S. 130), bleibt die Erklärung des Geldes unbefriedigend. Etwas anders verhält sich dies allerdings mit Keynes, Schumpeter, Kaldor u.a., weswegen die einseitige Ausrichtung der Kontroverse auf die Neoklassik Kritik verdient. Es bleibt auch unverständlich, warum zeitgenössische geldtheoretische Ansätze wie die monetärkeynesianische Konzeption Hajo Rieses keine Erwähnung finden.

Es folgen eine Reihe anerkannter theoriegeschichtlicher Abhandlungen und Einzeldarstellungen. Besonders hervorzuheben ist das 8. Kapitel, nicht zuletzt wegen des Umgangs mit Marx. Ganßmann umreißt sein Anliegen, indem er betont, »mit der Interpretation der Marx'schen Ausführungen zur Entwicklung des Kreditsystems einerseits gegen Marx die These von der Redundanz der Werttheorie für die Erklärung des modernen Geldwesens« zu stützen, »andererseits mit Marx den Vorgang der Übernahme von Geldfunktionen durch symbolische Objekte« (S. 215) zu skizzieren. Mit Marx gegen Marx...! Dokumentiert sich hierin eine moderne Version dialektischen Umgangs mit einem Klassiker? Ignoranz, wie sie anderswo verbreitet ist, ist es jedenfalls nicht.

Im Anschluß an Marx ist es dem Autor hier gelungen, eine Entwicklungslogik des Geldsystems zu rekonstruieren, »die die Emergenz moderner Geldformen nachvollziehbar macht« (S. 231). Möglicherweise liegt hier die Lösung für das theoretische Dilemma, das

die neoklassische wie die marxistische Gelddiskussion seit Jahrzehnten beherrscht. Bloß diese, nun soziologisch vorgetragene Theorie-skizze ist nicht neu. Sie wurde bereits in den achtziger Jahren diskutiert und publiziert – in der DDR! Daß sich in dem umfangreichen Literaturverzeichnis kein einziger Hinweis darauf findet, befremdet zwar einerseits, ist aber andererseits nicht verwunderlich. Das bundesdeutsche Wissenschaftsverständnis ist eben auch sieben Jahre nach der deutschen Vereinigung das alte geblieben. Heiner Ganßmann macht da keine Ausnahme.

Der vierte Teil stellt eine Synthese des bisher Entwickelten dar. Die zuvor getrennt dargelegten Überlegungen zu Arbeit und Geld in der modernen Gesellschaft werden nun zusammengeführt. Dies impliziert eine Reihe bemerkenswerter Einsichten in das, was die Spezialdisziplinen hierzu leisten und nicht leisten. Einmal mehr wird die »Unterdrückung der Sozialdimension wirtschaftlichen Handelns« in der ökonomischen Theorie kritisiert. Der »allgemeinen Gleichgewichtstheorie« wird jegliche Praxisrelevanz abgesprochen (vgl. S. 263). In bezug auf die soziologischen Theorien wird deren »Blindheit gegenüber modernen Herrschaftsformen« (S. 160) beklagt. Zuwenig aber zeigt der Autor, daß dies auch etwas mit Ideologie zu tun hat und daß unter Anwendung des oben genannten Grundsatzes »interessengestifteter Perspektiven« Theorien auch Funktionen haben und diese erfüllen. Das Buch endet mit einem versöhnlichen Satz, wonach der »Charme des modernen Kapitalismus« darin zu sehen ist, daß er Arbeit und Geld »für fast alle« auf eine »ziemlich ertragreiche Weise miteinander verbindet« (S. 286). Dies mag die Akzeptanz und Stabilität des Systems erklären. Und doch ist es zugleich ein Zynismus.

ULRICH BUSCH

BERICHTIGUNG

Leider hat sich in der Rezension von Gertraud Golme in Heft 78, S. 94, ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Statt »Weitsicht« muß es richtig »Weltsicht« heißen. Wir bitten um Entschuldigung.